

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1850) Unterhaltungsblatt

74 (22.9.1850)

Der Scharfrichterknecht.

(Fortsetzung.)

Göbel empfing ihn, als ob nichts vorgefallen sei, und auf die Frage Johannes, ob er ihn ferner in seinem Dienste behalten wolle, antwortete er mit einem einfachen Ja. Wenn Johannes schon früher still und schweigsam gewesen und zurückgezogen gelebt hatte, so war das jetzt in weit erhöhtem Maße der Fall. Nur wenn es seyn mußte, verließ er die Scharfrichterei und Umgang pflegte er mit Niemanden. Göbel allein hegte für Johannes eine gewisse Theilnahme und zeigte dieses dadurch, daß er sich öfter mit ihm in ein Gespräch einließ. Dabei pflegte er stets das Gespräch auf Molnar und seine Familie zu lenken, wobei jedoch Johannes nicht gerne verweilte. Besonders auffallend war es Göbel, daß Johannes nicht zu bewegen war, die Frau des Ermordeten zu besuchen; er entschuldigte sich damit, daß er ihr und den Töchtern doch vielleicht ein unwillkommener Besuch seyn möchte, da man ihn eine Zeit lang für den Mörder Molnars gehalten. Das Benehmen des Knechtes erschien aber Göbel zu eigenthümlich, ja seltsam und er vermochte nicht den Gedanken aufzugeben, Johannes habe Antheil an dem, was sich zugetragen. Trotz dieser Schweigsamkeit und Zurückhaltung gab Göbel die Idee nicht auf, den Schleier zu lüften und die Vermuthung, die er schon seit einigen Tagen hegte, zur Gewißheit werden zu sehen.

Es waren nur wenige Tage verflossen, seitdem man Müller Kasper stechbrieflich verfolgt hatte, als man seiner habhaft wurde und er dem Gerichte überliefert werden konnte, welches ihn verfolgte. Anfänglich that er, wie er in früheren Zeiten und so oft er in Untersuchung gekommen war, gethan hatte, er leugnete. — Als er aber die Verdachtsgründe, ja die Beweise so gewaltig auf sich einstürmen sah, da ward er kleinlaut und verzagt. Es war erwiesen, daß er sich im Besitze der Uhr und der Ringe, welche Molnar getragen hatte, befunden, er vermochte nicht, sich über den Erwerb des Geldes auszuweisen, welches er vorausgabte hatte. Seine übrigen Gefährten hatten sämmtlich den Baumstamm als den seinigen anerkannt und endlich war es festgestellt, daß die That gerade an dem Tage und ungefähr zu derselben Zeit geschehen seyn mußte, als Müller Kasper sich in den Wald begeben, um angeblich seinen Stock zu suchen. Diese Umstände zusammengenommen und im Rückblick auf den früheren Lebenswandel des Angeschuldigten, blieb fast kein Zweifel übrig, daß er die That vollführt haben müsse. Der Richter fühlte sich um so mehr bestärkt in dieser Annahme, da der Kasper sich bereits in ein unendliches Wirrsal von Widersprüchen verstrickt hatte, aus dem einen Ausweg zu finden fast unmöglich schien. Was ihn aber in den Augen des Richters vor allem andern schuldig erscheinen ließ, war der Umstand, daß Kasper das fecke, oft sogar freche Wesen, wodurch er sich sonst bei Untersuchungen auszeichnete, gleich nach den ersten Verhören abgelegt hatte und in äußerst gedrückter Stimmung und zuweilen in fast gebrochener Haltung erschien.

Eines Morgens, als Müller Kasper in's Verhör geführt wurde, erschien derselbe mit größter Festigkeit und einer gewissen Entschlossenheit. Bevor noch der Richter das Verhör begann, äußerte Kasper, er sei bereit, ein vollständiges Bekenntniß abzulegen.

Als ich an jenem Nachmittage, so begann Kasper, meine Kameraden verlassen hatte und ein Stück in den Wald hinein-

gegangen war, erblickte ich plötzlich unter einem Baume, unfern der großen Eiche, einen Mann schlafend; mehrere Schritte davon war der Hund mit einer Leine an einem Stamme angebunden; ich schlich mich leise heran und gewährte bald, daß der Herr Uhr und Ringe habe; in diesem Augenblicke erblickte ich auch meinen großen Stock — und hier stockte Kasper; er hielt einige Augenblicke inne, fühlbar mit einem Entschlusse ringend, und ergänzte dann seine Rede mit einer eisigen Kälte — versetzte dem Schlafenden mehrere Schläge auf den Schädel.

„Fahre fort“, sagte der Richter tief erschüttert.

„Ich habe nichts weiter zu sagen; denn alles übrige wissen Sie schon“, erwiderte mit großer Ruhe Müller Kasper.

Das Verhör ward beendet und Kasper in sein Gefängniß zurückgeführt. Er wurde noch einige Male vernommen, um einige abweichende Umstände noch näher zu erörtern und als diese beseitigt waren, wurden die Akten geschlossen. Von dem Augenblicke des Bekenntnisses an hatte Kasper, so oft ihm Gelegenheit dazu gegeben war, den Wunsch ausgesprochen, man möge ihn nicht in einer einsamen Zelle gefangen halten, oder so bald als möglich seinem Leben ein Ende machen. Dem ersten Wunsche ward nicht entsprochen, hingegen ließ das Urtheil der ersten Instanz nicht lange auf sich warten. Es lautete auf Hinrichtung durch das Schwert.

Als dem Kasper das Urtheil verkündet wurde, hörte er es an, ohne davon ergriffen oder erschüttert zu werden, es hatte sogar den Anschein, als ob er sich mit dem Gedanken schon vertraut gemacht hätte. Und so war es auch in der That. Kasper besaß neben viel Rohheit, und Verworfenheit eine unbegrenzte Eitelkeit und Herrschsucht. So oft er früher Gefängnißstrafen verbüßen mußte, hatte er unter den Mitgefangenen eine gewisse Herrschaft zu erlangen gewußt. Es ist fast in allen Gefängnissen, in denen eine Absonderung nicht stattfindet, Sitte, daß diese einen Obersten wählen und sich ihm unterthan machen. Diese Rolle hatte Müller Kasper stets gespielt und wenn er ein Gefängniß betrat, so ward ihm stets diese Würde zuerkannt und er wußte sie durch alle diejenigen Bedingungen, die dabei in Frage kamen, geltend zu machen. Daher war ihm auch die einsame Haft unerträglich und er befand sich während derselben zuweilen gänzlich stumpsinnig, zuweilen in einem Zustande der Aufregung, der an Wahnsinn und Tollheit grenzte.

Nachdem es ihm klar geworden, daß er sich in einer Lage befände, die ihm nicht gestatten werde, eine solche Herrschaft zu üben, wurde er des Lebens überdrüssig und nur der Gedanke hatte einen Reiz für ihn, bei dem gräßlichen Schauspiele einer Hinrichtung die Hauptrolle spielen und durch die Art und Weise, wie er sich zu benehmen gedachte, ein Gegenstand der Bewunderung in der Volksmenge zu seyn. Dieser Gedanke war es denn auch, der den Kasper beim Anhören des Todesurtheils beherrschte. Er wollte daher auch nicht Berufung an die oberste Behörde einlegen lassen und verzichtete selbst auf die Gnade des Fürsten. Als man ihm bedeutete, daß das Urtheil dieser doppelten Bestätigung bedürfe, war er von der Nothwendigkeit nicht zu überzeugen und er schien unwillig über die Verzögerung des von ihm geträumten Triumphes.

Das oberste Gericht bestätigte das Urtheil und der Fürst sah sich von keiner Seite veranlaßt, Gnade zu üben an einem Verbrecher, der nach dem Gesetze das Leben verwirkt hatte.

Zum dritten Male hörte Müller Kasper sein Todesurtheil

und es wurde der Tag anberaumt, an welchem er sein Verbrechen auf dem Schaffote büßen sollte.

IV.

Am Tage vor der Hinrichtung zeigte Göbel eine gewisse Unruhe. Was in seinem Innern vorging, vermochte niemand sich zu erklären, denn Furcht vor der Hinrichtung konnte es nicht seyn, bei einem Manne, der dieses grausenhafte Geschäft schon so oft vollzogen, wobei er stets die größte Ruhe und den größten Ernst an den Tag gelegt hatte.

In einer der späteren Nachmittagsstunden dieses Tages stand Göbel am Fenster und schien der Errichtung des Blutgerüsts, welches zwischen der Stadt und der Scharfrichterei aufgebaut wurde, zuzuschauen. Er fragte nach Johannes. Man ging diesen zu suchen und als man ihm berichtete, daß er nicht aufzufinden sei, verließ Göbel die Scharfrichterei und begab sich nach der Stadt. Es ist dem Scharfrichter gestattet, einen zum Tode Verurtheilten im Gefängnisse zu besuchen, um sich mit den Gesichtszügen und der Gestalt des Unglücklichen bekannt zu machen. Von dieser Gestattung machte Göbel heute Gebrauch. Als er in das Gefängnißhaus kam, befand sich der Geistliche bei Müller Kasper; als dieser ihn verlassen, trat Göbel in die Zelle zu dem Verurtheilten. Müller Kasper schrak heftig zusammen, denn er kannte den Scharfrichter und war auf dessen Besuch nicht gefaßt. Göbel befand sich allein bei Müller Kasper, denn er hatte den Wärter gebeten, ihn nicht in die Zelle zu begleiten.

„Kasper“, so redete Göbel den Verurtheilten an, „Du sollst morgen sterben und vor den ewigen Richter treten. So eben hat Dich der Geistliche verlassen und er hat Dir gewiß vorgestellt, was das sagen will. — Trägst Du nichts mehr auf dem Herzen, was Du zu bekennen hast, um als reuiger Sünder vor dem Throne Gottes erscheinen zu dürfen?“

Kasper schwieg, aber die Beine schlotterten ihm, und er sank auf den Sessel nieder.

„Du erschrickst und das bestärkt mich in der Vermuthung, die ich schon länger hege und über die ich Gewißheit haben will. Kasper, Du bist Dein Lebtag ein wüster, schlechter Mensch gewesen und es ist Dir ein Mord wohl zuzutrauen, allein mir ist mancherlei bekannt, was mich glauben macht, daß Du nicht alles oder zu viel bekannt hast. Bedenke Mensch, daß Du nur noch zwölf Stunden zu leben hast und daß der Sünder, der mit einer Lüge von der Welt scheidet, nicht Vergebung hoffen darf vor dem gerechtesten Richter!“

Diese Worte hatten auf Kasper einen tiefen Eindruck gemacht. Er erhob sich, legte die mit einer Kette gefesselte Hand auf die Brust und sagte mit fester Stimme: „Ich habe den Verdanten nicht erschlagen.“

„Nicht? — Aber Du weißt, wer es gethan!“

„Nein! — Als ich in der Nachmittagsstunde in den Wald ging, um meinen Stock zu suchen, hörte ich bald das Gewimmer und das Gebell eines Hundes; ich ging diesem nach und bald erblickte ich einen Hund, angebunden an einen Baumstamm, und einige Schritte davon lag ein Mann der Länge nach ausgestreckt, mit dem vordern Theile der Erde zugewandt. Ich trat näher und gewahrte bald Blutspuren. Im ersten Augenblicke glaubte ich, dem Manne sei irgend ein Unglück zugestoßen und ich wollte ihm helfen. Als ich ihn aber anfaßte und umwendete, sah ich bald, daß ihm der Schädel ganz zerschmettert war. Er war schon ganz kalt, woraus ich schloß, daß er schon vor mehreren Stunden erschlagen seyn mußte. Ich wollte nun zu meinen Kameraden zurückeilen und ihnen sagen, was mir begegnet, als ich die Uhr, die Ringe, und die Börse gewahrte. Das reizte mich, ich nahm diese Sachen und war entschlossen, Niemanden etwas davon zu verrathen. Nachdem ich den Leichnam beraubt hatte, wollte ich den Hund losbinden, denn das arme Thier henkte fürchterlich und zerrte so heftig an dem Stricke, daß er sich schier erwürgte; allein die Furcht, der Hund könnte mich beißen oder mir nachlaufen, hielt mich ab, ihn zu befreien; auch sah ich, daß der Strick nicht lange mehr halten würde,

denn er war schon durch das beständige Reiben und Scheuern des Hundes zerrieben. Das ist die Wahrheit, so wahr mir Gott helfe!“

„Und hast Du keine Ahnung davon, wer die That verübt haben könnte?“

„Nein!“ antwortete Müller Kasper ganz bestimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Auszüge aus Briefen württembergischer Auswanderer.

Cincinnati im Staat Ohio, den 8. Juli 1849.

(Fortsetzung des Briefes Nr. IV.)

Des andern Morgens nahmen wir ein Bad, um uns von dem Schiffsgeruch u. s. w. zu befreien, und berathschlagten nun, was zu thun sei. Ich für meine Person hatte nun zwar im Sinne gehabt einige Tage in NewYork zu bleiben und namentlich auch zu sehen, ob ich eine Stelle finden könne; aber die Hitze war so fürchterlich, daß ich keinen Schritt ohne die fürchterlichste Ermattung thun konnte und, um dir einen Begriff davon zu geben, zwei von der Schiffs-Gesellschaft am ersten Tage vom Schlage getroffen wurden, so daß ich mich entschloß mit den W... heimer hieher zu gehen und noch an demselben Tage Abends abzureisen. Von NewYork der Stadt habe ich nur wenig gesehen, da es mir unmöglich war mehr Gänge zu machen, als eben gerade unumgänglich nothwendig war; aber einen Begriff von dem ungeheuren Handel habe ich doch bekommen, denn von dieser Masse Schiffe, als in dem NewYorker Hafen liegen, macht ihr euch keine Vorstellung, wie man auch von dem Getreibe und Geräthe auf den Straßen ganz taub wird. — Wir erkundigten uns nun bei der Deutschen Gesellschaft über die beste Art nach Cincinnati zu reisen, diese wiesen uns den Weg über Buffalo und den ErieSee; wir accordirten nun für 12 Dollars unsern Transport dahin. Abends brachten wir unsere Sachen nach dem Dampfboote und fuhren um 6 Uhr ab den Hudson hinauf. Da ich das Gepäck hütete, hatte ich von der Hitze schon von 4 Uhr an im Hafen sehr viel zu leiden, und als das Dampfboot abfuhr, war ich so matt, daß ich mich beinahe nicht rühren konnte; das Dampfboot war gestampft voll und kaum fand ich ein Plätzchen, wo ich mich hinlegen konnte. Das Dampfboot war sehr groß und elegant eingerichtet, die amerikanischen Dampfboote sind anders gebaut als bei uns und haben ein Stockwerk noch über dem Rumpf, wo sehr elegante Ess- und Schlafzimmer sind. Wir fuhren sehr schnell den Strom hinauf; die Ufer desselben sind sehr romantisch und haben, wenn man sich die vielen Burgen hinwegdenkt, viel Aehnlichkeit mit den Ufern des Rheins; auch ist der Strom ebenso ansehnlich als der Rhein und kann bis weit hinauf mit großen Schiffen befahren werden; weiter aber verlange keine Beschreibung von mir, denn ich habe nur sehr wenig davon gesehen, da die Einwirkung der Hitze auf mich am Ende so stark war, daß ich beinahe bewusstlos wurde und mich von einem Bekannten ins Bett führen lassen mußte. Nach einer ziemlich schlechten Nacht, während der ich immer noch nicht recht daran war, kamen wir Morgens um 5 Uhr in Albany an; ich küßte in dieser Nacht meinen Regenschirm ein, der der Person, der ich ihn nebst meinem ReiseSacke zum Hüten übergeben hatte, bei Nacht entwendet wurde; auch sind 5 oder 6 Personen meiner Bekanntschaft ihre Strohhüte und einem die Cylinderuhr weggenommen, da sie auf dem Berdeck schlafen mußten. — In Albany blieben wir über Mittag und fuhren mit der Eisenbahn um 12 $\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags weiter bis nach Buffalo, was ein Weg von mehr als 150 Stunden ist; im Anfang der Fahrt hatte ich wieder sowie auch des folgenden Tags einen Anfall von Schwindel und Kopfschmerz, doch lief es noch ziemlich gut ab. Die Gegend von Albany nach Buffalo ist ziemlich hübsch, etwas hügelig und lange nicht ganz angebaut, obgleich man stellenweise sehr gut angebaute Felder findet. Die Eisenbahn selbst ist so ein-

fach als nur möglich angelegt; sie fängt in Albany mitten in der Stadt an und läuft neben den andern Straßen fort, Jedermann geht darauf und Bahnwärter habe ich auf der ganzen Strecke keinen einzigen gesehen, dagegen eine Masse Schweine und Rindvieh zu beiden Seiten der Bahn, die auch, wenn sie Lust dazu haben, darauf herumspazieren können; über Bäche und kleine Flüsse sind die Brücken so einfach als möglich: ein paar Balken mit Schienen darauf ist alles, was man für nothwendig hält; und z. B. hier geht die Eisenbahn fast eine halbe Stunde durch Vorstädte, ohne von der Straße, auf der Jedermann fährt, reitet und läuft, durch die geringste Scheidewand getrennt zu seyn. Freilich glaube ich auch, daß es gefährlicher ist auf amerikanischen Eisenbahnen und Dampfbooten als auf der hohen See zu reisen, wie denn auch den Tag vorher auf der Strecke von Albany nach Buffalo und den Tag nachher auf der Strecke von Sandusky nach Cincinnati einige Wagen aus dem Geleise kamen. Von Albany fuhren wir die Nacht hindurch und den andern Vormittag auf der Eisenbahn und kamen um 2 oder 3 Uhr Nachmittags in Buffalo an. Buffalo ist eine Stadt von ungefähr 50,000 Einwohnern und hat eine ausgezeichnet schöne Lage am ErieSee; es wohnen daselbst auch eine Menge Deutsche. Da wir nun noch den gleichen Tag weiter zu kommen wünschten, schafften wir unser Gepäck sogleich auf das Dampfboot und holten unsre Karten; dieß Alles nahm aber ziemlich viel Zeit weg und da wir über 24 Stunden nichts Ordentliches gegessen hatten, setzten wir uns noch, um noch Etwas zu bekommen, blieben aber um einige Minuten zu lange, und siehe — das Dampfboot mit unsern Koffern war fort. Glücklicherweise war eines von den Mädchen bald auf das Schiff gegangen und fuhr zu ihrem großen Jammer und unsrer großen Bestriedigung mit ab. Es blieb uns nun nichts übrig, als eben in Geduld uns darein zu schicken und bis den andern Tag zu warten, wo wir dann abfahren, ohne genöthigt zu seyn unsere Billete noch einmal zu bezahlen.

(Fortsetzung folgt.)

Die jezige Bartmode,

eine Abspiegelung des Zeitgeistes.

Der Haarwuchs hat unter mehreren Völkern eine große Rolle gespielt, und es spiegelte sich in der Art, wie man die Haare trug, der Charakter des Volks und die herrschende Denkart ab. Die Menschen waren nun aber von jeher geneigt, entweder vorwärts oder rückwärts zu schreiten. Begünstigte man den Haarwuchs nach vorn hin, das heißt: den Bart, so liebte man den Fortschritt und legte einen Werth auf die Ausbildung der männlichen Kraft und Stärke. Dieß geschah von den Arabern, die nicht nur zu ihrer Zeit ein in den Wissenschaften fortschreitendes, sondern auch jederzeit ein kräftiges, männliches und tapferes Volk waren. Welchen Werth der Araber auf seinen Bart legt, beweiset der Umstand, daß er ebenso bei demselben schwört, wie der Offizier und der Adelige bei seiner Ehre. Und daß die alten und auch die neuern Juden den Bart sehr achteten, das ist männiglich bekannt. Welchen Jammer verursachte es daher nicht, als der Selbstherrscher aller Rußen (ich meine nicht den Fürsten von Ruß-Greiz, sondern den Czaar der Rußen) den Juden in seinem Polen befahl, die Bärte abzuschneiden! Ja, daß die Ehre bei den Juden ihren Sitz vorzüglich im Barte hatte, ersieht man auch klärllich daraus, daß der König David seinen Gesandten befahl, als die Ammoniter ihnen, um sie zu entehren, die Bärte abschneiden ließen: „Bleibet zu Jericho, bis euch der Bart wieder gewachsen ist.“ Auch gibt es ja wohl noch manchen christlichen Bartträger, der seinen Bart mit aller Vorliebe behandelte, ihn liebkoset und streichelt, wie man einem theuern Kinde die Wangen streichelt. Und das wollten wir ihm auch nicht übel nehmen; denn es gehört ja zu der Errungenschaft unserer Zeit, daß jeder Deutsche jetzt Haare auf den Zähnen haben darf, was er früher nicht durfte.

Nur den fürstlichen Soldnern war dieß erlaubt. Die Civilisten mußten ihre Bärte wegraffen, wie die Censoren mißliebige Gedanken aus den Schriften wegschnitten. — Begünstigte man dagegen den Bartwuchs nach hinten hin, das heißt: den Zopf, so liebte man den Rückschritt oder doch den Stillstand. Und hierin sind die Chinesen von jeher Vorbilder gewesen. Die höchste Zierde des Chinesen ist ein recht langer Zopf. Aber die heidnischen Chinesen haben auch Nachfolger in der christlichen Welt gehabt; ja, Manche reden sogar von einem ordentlichen Zeitalter, das man das Zopf-, Perücken- und Haarbeutel-Zeitalter zu nennen beliebt. — (Die Spötter die!) — Was man im sogenannten himmlischen Reiche, wie sich China nennt, liebt, das kann man doch auch wohl in irdischen Reichen lieben! — Doch, es kam ein Sturm über die Perücken, Haarbeutel und — Zöpfe, und sie verloren sich. Aber was sich scheinbar verliert, verkriecht sich oft nur, und thut sein Daseyn bei Gelegenheit wieder kund. (Wie der deutsche Bund.) Daher wollen auch jetzt noch Manche an das Daseyn vieler Zöpfe glauben. Denn — Unkraut verliert sich nicht.

In unserer jezigen Zeit haben sich unsere lieben Deutschen mit ihren Bestrebungen nach vorn hin gewandt, sie suchen den Fortschritt zu verwirklichen. Und daher pflegen sie auch den Bart wieder mehr, als früher; sie lassen ihn heraus, wo er nur einen Weg zum Durchbruch findet, und so tritt er jetzt bei sehr vielen deutschen Männern als Schnurr-, Zwickel-, Backen- und Kinnbart mit aller Kraft und oft mit bedeutender Schönheit hervor. Er ist eine wahre männliche Zierde und zeigt den Mann in seiner Kraft und Würde. Aber spiegelt er hiermit nicht auch den jezigen Geist der Zeit ab? Strebt nicht jetzt Alles nach vorwärts? Zeigt man nicht jetzt eine Kraft und Würde, worüber man sich nur freuen kann? Ist nicht der Gedankenverkehr ein freier, wo nur Gedanken auftauchen mögen? — Man sehe unsere deutschen Männer jetzt in den Volksversammlungen, in den Kammern u. s. w. und man muß sie bewundern, die Kraft, womit sie ihre Bestrebungen mit Erfolg zu krönen suchen. Ja, der jezige Geist der Zeit ist ein ganz anderer, als vordem.

(Schluß folgt.)

Neue Sprichwörter.

Der Hochmuth dehnt sich gewaltig aus —
Drum braucht er den leeren Kopf — als Haus.

Die Aehren, die sich so stolz erheben,
Die werden nie viel zur Mühle geben.

Wir seh'n erst, was die Freunde werth,
Wenn uns das Glück den Rücken kehrt.

Nicht Alles in der Welt bemerken,
Ist auch eins von den guten Werken.

Wohl seh'n wir schon Völker den Fürsten entbehren:
Doch ohne das Volk keinen Fürsten sich nähren.

Die Tugend, die mit Lumpen umhangen —
Wird selten irgendwo gut empfangen.

German Mäurer.

Aus Buddelmeyer's Tagebuch.

+ Lola Montez, Tölejräfin von Landsfeld, jewesene Bayerische Hysel im Unterrock, hat in Paris Schulden jemacht wie'n Major un is denn auskniffen. Sogar bei ne Kappelstrau is sie 5 Dähler vor Pflaumen schuldig jeblichen. Sie wird steckbrieflich als Betrügerin verfolgt. O, Ludwig!

+ En jestern hier ankommener Pariser Friseur-Jehälfe hat die Nachricht mitgebracht, daß des Schneiderjerkel in Paris mit dem Plan umjeht, die sämtlichen kleinen Deutschen Raubstaaten zu ne dritte Deutsche Großmacht zu vereinigen, so daß et denn 6 Großmächte jiebt: drei, die beschützen, un drei, die sich

beschützen lassen. Et wär och möglich, daß Rußland alleine die drei Deutschen Großmächte unter seinen jechrten Fittig nimmt: eene unter jeden Flügel, un die dritte in die Krallen.

+ In London schämen sich Einige, daß Haynau Prüjel jekricht hat; in Deutschland schämen sich aber sehr Viele, daß Haynau bei uns keene Prüjel jekricht hat; als ufrichtig Constitutioneller ohne Flasselhandschuhe muß ich mir unter die Majorität beugen, un des duh ich och.

Warum sie Reaktionäre und socialistische Demokraten sind?

Die „Buddelmeyerzeitung“ brachte unlängst folgende Anfrage?

Warum sie reaktionär sind?

- Der 1. weil er hochgeboren,
- Der 2. ex officio,
- Der 3. weil er sonst geschoren,
- Der 4. weil's sein Vorthail so;
- Der 5. ist's aus selbstlichem Triebe,
- Der 6. rein aus Krebsnatur,
- Der 7. seinem Jopf zu Liebe,
- Der 8. parirt Ordre nur;
- Der 9. und 10. sind so dumm,
- Und wissen selber nicht warum."

Darauf gibt die „Neue Preuß. Zeitung“ die Erwiederung:

Warum sind sie socialistische, communistiche Demokraten?

- Der 1. weil er schlecht geboren,
- Der 2. ex delirio,
- Der 3. weil der Kopf erfroren,
- Der 4. weil das Geld ihn floh;
- Der 5. ist's aus Hochmuthsriebe,
- Der 6. blos aus Herrschnatur,
- Der 7. seinem Bauch zu Liebe,
- Der 8. folgt der Brauntweinspur;
- Der 9. und 10. will nur freessen
- Und Arbeit ganz und gar vergessen."

Miscellen.

X Wenn man auf einer entfernten Insel einmal ein Volk anträte, bei dem alle Häuser mit scharf geladenem Gewehr behängt wären und man beständig des Nachts Wache hielte, was würde ein Reisender anders denken können, als daß die ganze Insel von Räubern bewohnt wäre? Ist es aber mit den europäischen Reichen anders? Man sieht hieraus, von wie wenigem Einfluß die Religion überhaupt auf Menschen ist, die sonst kein Gesetz über sich erkennen, oder wenigstens wie weit wir noch von einer wahren Religion entfernt sind. Daß die Religion selbst Kriege veranlaßt hat, ist abscheulich, und die Erfinder der Systeme werden gewiß dafür büßen müssen. Wenn die Großen und ihre Minister wahre Religion und die Unterthanen vernünftige Gesetze und ein System hätten, so wäre Allen geholfen.
(Aus Lichtenbergs Schriften.)

X In New York gibt es 80 FeuerversicherungsCompagnien, 14 Eisenbahn-, 58 Dampfschiff- und 76 ExpresßGesellschaften, 30 Banken und 9 Telegraphen, zwei GasCompagnien und 70 Kirchhöfe, wovon der New York Bay Cemetry und der Greewood Kirchhof zu den ausgezeichnetsten gehört; der letztere ist einer der originellsten, größten und merkwürdigsten der Welt.

X Die „Constitutionelle Correspondenz“ theilt die amtlichen Angaben über die Bevölkerung Deutschlands ausser den österreichischen deutschen Erblanden mit, wie diese Angaben bei Gründung des Bündnisses vom 26. Mai v. J. ausdrücklich zu dem Zwecke gesammelt worden, um darnach die Wahlverhältnisse für das deutsche Parlament zu bestimmen. Ueber die kleinsten monarchischen Staaten (die seitdem mit Preußen vereinigten beiden Hohenzollern, Hessen-Homburg und Liechtenstein),

dann über Luxemburg-Limburg, Holslein-Lauenburg und die vier freien Städte fehlen die Angaben. Die übrigen Staaten zählen und zwar Preußen — nach der Zählung von 1846 — 16,112,948, Baiern 4,504,874, Sachsen 1,836,433, Hannover 1,743,827, Württemberg 1,743,827, Baden 1,349,930, Kurhessen 723,073, Großherzogthum Hessen 852,679, Sachsen-Weimar 257,373, Sachsen-Koburg-Gotha 147,195, Sachsen-Meiningen 160,515, Sachsen-Altenburg 129,589, Braunschweig 268,943, Nassau 418,627, Mecklenburg-Schwerin 528,185, Oldenburg 278,909, Anhalt-Deschau 63,082, Anhalt-Köthen 43,120, Anhalt-Bernburg 48,847, Schwarzburg-Rudolstadt 68,711, Schwarzburg-Sondershausen 58,682, Neuß älterer Linie 35,159, Neuß jüngerer Linie 77,016, Lippe 108,236, Schaumburg-Lippe 28,837, Waldeck 57,604, Summa: 31,670,237. Man wird eher zu wenig als zu viel thun, wenn man hiernach die jezige Gesamtbevölkerung Deutschlands ausser Oestreich auf 34 bis 35 Millionen anschlägt.

X Im Monat März 1612 wollten zwei Franzosen auf dem Rathhause in Stuttgart einen Zwerg sehen lassen. Obgleich das Eintrittsgeld nur zwei Kreuzer für die Person betrug, so wurden sie mit ihrer Bitte doch durch herzogliche Resolution „in diesen so hoch beschwerlichen Klemmen und theuren Zeiten“ abgewiesen.

Maritäten Kästlein.

Wie Du mir so ich Dir. Der französische Gesandte in Kopenhagen, Marquis von St. Simon hatte eine häßliche Gewohnheit. Er sah seinen Daumen und Zeigefinger für die geeignetste Zuckerzange an, wenn er Thee trank, und dies sollte ihm einmal in einer großen Soirée recht übel bekommen. Die Dame, wo sie stattfand, befahl, nach einem solchen Manoeuvre, dem Bedienten, den übrigen Zucker wegzuschütten. Sie hatte es ihm in dänischer Sprache befohlen, aber mit so ausdrucksvoller Heerde, daß der Gesandte, wie der ganze diplomatische Cirkel, es verstand, und letzterer theils staunte, theils die Schadenfreude kaum verbergen konnte. Nur der Marquis blieb dabei gelassen; er setzte mit der Dame die Conversation fort als ob kein Wörtchen gesagt worden wäre und schlürfte seinen Thee ganz behaglich aus. Jetzt aber war die Tasse leer, und mit aller Würde erhob er sich, öffnete das Fenster und warf das kostbare Gefäß hinaus. Lächelnd wendete er sich zu der vor Zorn zitternden Dame: „Ich wollte Ihnen nur die Mühe sparen, es dem Domestik zu befehlen, denn verunreinigten meine Finger schon den Zucker, wie mußten meine Lippen dann die Tasse befehlen!“ Wie die Scene, so sonderbar und voll Verlegenheit, weiter fortgespielt worden ist, erzählt unsere Quelle nicht.

○ Scherzfrage. Worin gleichen sich ein Roß und ein Pferd?

Schmaucher Charade.

(Zweihylbig.)

Wer in das Erste fällt hinein,
Wird naß;
Auch leer' ich lieber ein Glas Wein
Als das.
Greif ich in's Letzte, bleibt gar leer
Die Hand —
Je nun! wenn's auch gefüllter wär,
'S ist Land.
Das Ganze wird am Pfeifenrohr
Oft heiß —
Wer ist es nun im SchmaucherChor,
Der's weiß?

Auflösung der Charade in No. 73:

Stiefeltern.